

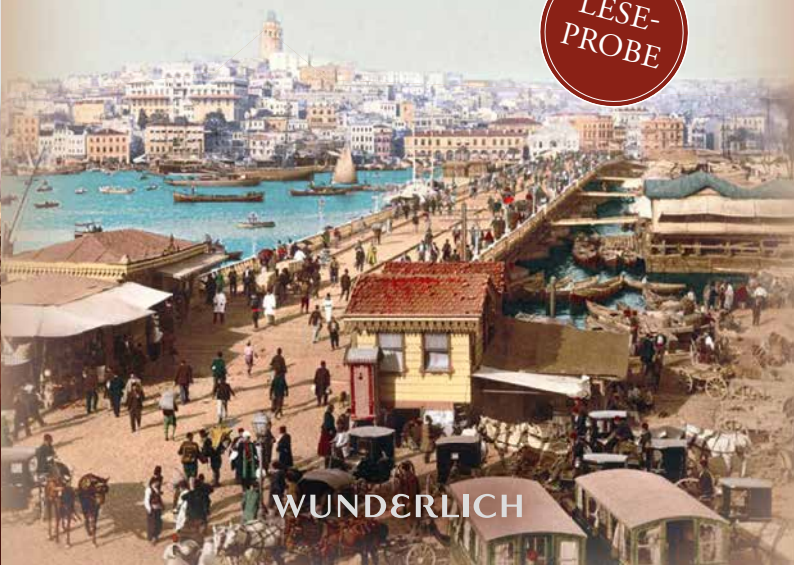
# PETRA OELKER

## DIE BRÜCKE ZWISCHEN DEN WELTEN

ROMAN

LESE-  
PROBE

WUNDERLICH



# Konstantinopel – Tor zum Orient, Handelszentrum, Schmelztiegel der Kulturen

Petra Oelker erzählt die Geschichte eines sympathischen Hochstaplers vor spektakulärer Kulisse. Konstantinopel, anno 1906: In der pulsierenden Metropole am Bosphorus begegnen sich Orient und Okzident, das Leben scheint sorglos, die Geschäfte der zahlreichen Europäer gehen gut. Ludwig Brehm, aus Hamburg angereist, um im Handelshaus Ihmsen & Witt alles über Orientteppiche zu lernen, ist fasziniert von dieser schillernden Welt – und von der zarten Engländerin Edie, der Ehefrau des Inhabers Richard Witt. An ihrer Seite erkundet Ludwig die Stadt, begleitet von der so schönen wie geheimnisvollen Milena, Pariserin mit russischen Wurzeln und undurchsichtigen Verbindungen. Doch dann kündigt sich Besuch aus Hamburg an, und Ludwigs neues Leben droht ihm zu entgleiten. Denn niemand weiß, dass auch er nicht der ist, der er zu sein vorgibt ...

## Im Mai 1906

Der Zug legte sich ratternd in die gestreckte Kurve und schickte einen heulenden Pfiff in die Nacht. Der junge Reisende im letzten Coupé des dritten Waggons schreckte aus seinem Dösen auf und beugte sich zum Fenster. Die Vorhänge waren nicht zugezogen, er brauchte den weiten Blick in die vorbeiziehenden Landschaften, um sich nicht gefangen zu fühlen, selbst wenn sie in der nächtlichen Dunkelheit versanken.

Er war unterwegs, hinaus in die Welt und eine neue Freiheit, dennoch fühlte er sich in der Falle. Zwei Mal, in Berlin und in Breslau, hatte er mit dem Koffer an der Tür gestanden, als der Zug hielt. Da war es noch Zeit gewesen auszusteigen, aus dem Zug und dem ganzen verrückten Unternehmen. Er war nicht ausgestiegen.

Die Nacht war nun tiefschwarz. Er hatte sein Leben in einer der größten Städte des Reichs verbracht, dort brannten irgendwo immer Lichter, die absolute Dunkelheit unter diesem Himmel kannte er nicht. Da war kein

Stern, kein irdischer Lichtschein zeugte von einem Dorf oder einer hinter Hügeln verborgenen Stadt.

Der Zug rollte nun langsamer, schließlich passierte er eine einsam gelegene Bahnstation. In einem der Fenster schimmerte ein mattes Licht wie ein Zeichen der Zuversicht. Eine Gestalt auf dem Perron, in der Dunkelheit nur eine vage Silhouette ohne Gesicht, grüßte mit der Hand an der Mütze den stampfend wieder Fahrt aufnehmenden Zug. Der Bahnhofsvorsteher, so dachte unser Reisender, grüßt die Züge wie Fürsten, selbst mitten in der Nacht, wenn die Welt schläft. Er überlegte flüchtig, ob einer, der den komfortablen Waggons immer nur nachsehen durfte, Sehnsucht fühlte mitzufahren. Bis zur Endstation, wo Europa endete und Asien begann.

Er wäre gerne wieder eingeschlafen, endlich tief und fest, wie ein Kind ohne Angst. Doch bei aller Müdigkeit war er hellwach, und plötzlich, vielleicht zum ersten Mal, seit sein Leben aus den Fugen geraten war, spürte er die ganze Wucht der Ereignisse. Als das Zittern und der Schwindel nachließen, schalt er sich einen Narren. Wer sich für einen solchen Handel entschied, konnte nur ein Narr sein. Für ein Jahr, so war es verabredet.

Er lehnte sich zurück in das Polster und zog fröstelnd das herabgerutschte Reiseplaid über die Knie. Er hatte

das Coupé für sich, das hatte ihn erleichtert, so musste er nicht gleich mit dem Lügen beginnen.

Als der Zug in den Westbahnhof Budapests einlief, stand der Mann, der sich von nun an Ludwig Brehm nannte, wieder mit seinem Gepäck vor der Tür des Waggon. Der Morgen war frisch, er schwitzte trotzdem. Diesmal musste er aussteigen, der Zug endete hier. Er könnte den nächsten zurück nach Norden nehmen, falls seine Barschaft für das Billett reichte, doch es war längst zu spät umzukehren. Er hatte sich auf diesen abenteuerlichen Betrug eingelassen, als seien alle Vernunft und Ehrbarkeit, auf die er stets großen Wert gelegt hatte, nur eine Tarnkappe für den Hochstapler in ihm gewesen. Das Erstaunlichste daran war, dass er sich weder schämte noch schuldig fühlte.

Eine der leichten Droschken, die in langer Reihe vor dem Bahnportal warteten, brachte ihn zum Ostbahnhof im Stadtteil Keleti. Der Himmel war blau, die Luft sommerlich warm, leichter Wind kam von der Donau. Er lehnte sich zurück und genoss die kurze Fahrt durch die prächtige alte Stadt. Leider führte der Weg nicht über die Donau, die er gerne gesehen und mit der Elbe verglichen hätte. Sechs Brücken überspannten den Fluss allein in Budapest, so hatte er in Baedekers Reise-

führer gelesen, einer Beigabe bei den Reisepapieren des echten Ludwig Brehm. Die Elbe war in Hamburg nur auf einer Brücke zu passieren.

Budapest war die letzte Stadt, die er auf europäischem Boden durchquerte. Die letzte für ein Jahr. Wenn er das nächste Mal einen Bahnhof verließ, betrat er osmanischen Boden. Stolz und Selbstbewusstsein schoben sich plötzlich vor seine alte verzagte Halbherzigkeit. Jetzt war er bereit für seine aufregende Zukunft. Er musste nur selbst fest daran glauben. «Ich, Ludwig Brehm, 24 Jahre alt, Sohn des in Peru verschollenen fallierten Kaufmanns Wilhelm Brehm und der vor acht Jahren verstorbenen Hildegard Brehm, unterwegs zu dem deutschen Handelshaus Ihmsen & Witt in Pera / Konstantinopel.»

Noch 40 ½ Stunden bis zur Endstation, dem Sirkeçi-Bahnhof. Noch gut vierzig Stunden, um dieser andere Mann zu werden, Eigenschaften in sich zu finden, die er nie vermutet hatte: Abenteuerlust und Kühnheit. Talent zur Lüge.

\* \* \*

Früher an diesem Morgen und etwa 1400 Kilometer weiter südöstlich schien eine milde Morgensonne auf die Hügel und Wasser Konstantinopels. Die Rufe der

Muezzins waren längst verklungen, in den Lärm aus den Straßen und von den Plätzen und Kais der größten osmanischen Stadt mischten sich nun das Kreischen der Möwen und das Tuten der Dampfschiffe. Das Frühjahr war ungewöhnlich kalt gewesen, nun war auch die Zeit der heftigen Frühlingsregen vorüber – der Sommer ließ sich nicht mehr vertreiben. Die Wasser des Bosphorus und des Goldenen Horns glitzerten und lockten in ihrem schönsten Blau, Boote jeder Größe durchschnitten die Wellen und die Gischt, Segel legten sich in den Wind, Dampfschiffe schafften sich behäbig Platz. Die Kuppeln der Moscheen schimmerten, die hoch aufragenden Minarette und weißen Fassaden an den Ufern und den sanft ansteigenden Hügeln ließen die Stadt leuchten. Nur die hoffnungslosesten Pessimisten und Griesgrame dachten noch an graue Tage und jene kalten Nächte, als das Jaulen der streunenden Hunde an die hungrigen Wölfe Anatoliens erinnert hatte. In diesen Tagen leuchteten die Farben Konstantinopels im vielbesungenen Licht des Orients.

In Pera, dem oberhalb des Hafenviertels Galata gelegenen Areal der Europäer mit den an die Pariser Straßen erinnernden Gebäuden und Läden, den Konsulaten und Botschaften, Cafés und Klubs gab es trotz der Enge der

Stadt noch zahlreiche Gärten. Die meisten versteckten ihre Schönheit hinter hohen, von den Kronen alter Bäume überragten Mauern. Die Zeit der Tulpenblüte war längst vorüber, in den windgeschützten Gärten öffneten die ersten Rosen ihre Knospen.

Nicht weit von der Grande Rue de Pera, der Hauptstraße des Viertels, erstreckte sich so ein Garten zwischen einer alten und einer neuen Villa. Die alte ließ noch den osmanischen Konak erahnen, als der sie erbaut worden war. Nun gehörte sie Alfred Ihmsen. Der wohlhabende Teppichhändler stammte aus Westpreußen, er lebte schon lange genug im Osmanischen Reich, um seine Jahre in Saloniki und Konstantinopel in Jahrzehnten zu zählen. Es hieß, in der Haut des Preußen stecke längst ein Orientale – was nicht ganz stimmte, aber auch nicht ganz falsch war.

Eine weniger weitläufige, gleichwohl komfortablere Villa begrenzte das andere Ende des Gartens. Sie war erst vor einem Jahrzehnt für Ihmsens jüngeren Compagnon Richard Witt und dessen Familie errichtet worden. Verglichen mit den Gärten und Parks mancher der Villen, die in immer größerer Zahl die Ufer des Bosphorus säumten, musste der Ihmsen'sche als bescheiden gelten, aber wer darin zu Gast gewesen war, im Laufe der Jahrzehnte



die unterschiedlichsten Menschen aus den unterschiedlichsten Weltgegenden, erinnerte sich gern an «Ihmsen Paschas blühenden Dschungel».

An diesem schönen Maimorgen stieg der sanfte Duft der Blüten eines Mimosenbaums auf, der Wind, kaum mehr als ein Hauch, trug ihn durch die weit geöffneten Fenster der kleineren Villa, Sonnenlicht flirrte durch das Laub des Walnussbaumes und wurde zum Licht-und-Schatten-Spiel auf Edith Witts Frisierspiegel. Ein Pirol verhiß zwitschernd einen schönen Tag.

Edie, wie sie in ihrer Familie von jeher genannt wurde, spitzte die Lippen und versuchte eine Antwort. Der Gesang des gelben Sängers erinnerte sie an einen anderen Garten, der sich von einer anderen Terrasse bis an das Ufer des Marmarameeres erstreckte, an San Stefano, den Ort vieler glücklicher Kindersommer.

Rasch glitt ihr Blick noch einmal über ihr Spiegelbild, von dem mit Kämmen gebändigten üppigen dunklen Haar bis zu den weißen Schuhspitzen unter dem Rocksaum. Die Frisur war nicht so makellos, wie sie sein sollte, für diese frühe Stunde mochte es reichen.

Sie griff nach dem grünen Flakon, Richards Geschenk von seiner letzten Reise – der sinnliche Duft des Ägyptischen Jasmins würde Lydia missfallen. Sie widerstand

diesem Impuls, er war zu kindisch für eine verheiratete Frau von sechsundzwanzig Jahren, und steckte nur einen der Kämme etwas frecher und schloss rasch die Perlmutterknöpfe an den Manschetten ihrer milchweißen Bluse.

Eddie war eine aparte junge Dame. Nörgler merkten gerne an, sie sei doch zu schmal und hoch gewachsen, um begehrenswert zu sein. Auch entsprach ihr Teint nicht ganz dem «milk and roses»-Ideal einer englischen Dame aus guter Familie – sie liebte die Sonne und die Frische vom Meer, Ritte über die grünen Anhöhen im Rücken der Stadt.

Anders als ihre Eltern war sie nicht auf den Britischen Inseln geboren, sondern in San Stefano und dort und in Konstantinopel aufgewachsen. Auch deshalb hielt sie sich für eine glückliche Frau. Sie hatte ein Jahr unter der Ägide der Familie ihrer Mutter in London verbracht und auch Chatham an der Ostküste besucht, den Heimatort ihres Vaters mit dem Hafen und den Docklands der britischen Kriegsmarine. Eddie betrachtete sich als Engländerin, das hatte nie in Frage gestanden, doch ihre Heimat war Konstantinopel, die strahlende Hauptstadt des Osmanischen Reiches. Als Richard Witts Ehefrau war sie nun zudem eine Deutsche. Das wog auf dem Pa-

pier am schwersten, in der Realität bedeutete es wenig. Ihrer beider Zuhause lag am Bosphorus, und so sollte es bleiben. Wie in den meisten Dingen waren sie und Richard sich auch darin einig.

Die Teppiche schluckten den Klang ihrer Schritte, als sie auf die Galerie hinaustrat, die die Halle im ersten Stock umlief. Sie beugte sich über das Geländer und blickte hinunter. Da standen sie aufgereiht, Rudolf und Marianne, Richards Kinder aus erster Ehe, und wie eine schlanke Statue Lydia, das graue Reisekostüm wirkte trotz der verspielten Perlenbroche am Revers streng, der mit weißen und gelben Strohblumen garnierte ausladende Hut überraschend modisch, allerdings verbarg er ihr schönes Haar fast völlig. Nur dieses weiche rötliche Blond hatte Elisabeth mit ihr, einer Cousine zweiten, vielleicht auch dritten Grades, gemein gehabt, sonst hatte nichts auf ihre Verwandtschaft hingewiesen. Lydias Hände lagen leicht auf den Schultern der Kinder. Sie waren schon bereit für die Abfahrt, alle drei – fünf Minuten vor der Zeit, das ist des Kaisers Pünktlichkeit.

Richard blickte auf, er spürte es immer, wenn Edie in der Nähe war, und nickte ihr mit dem vertrauten Lächeln und dem leichten Zwinkern der Augen zu. Nur wer ihn

sehr gut kannte, wusste, dass dieses freundliche Zwinkern Ausdruck seiner leichten Fehlsichtigkeit war. Doch Richard Witt war tatsächlich ein freundlicher Mann, geduldig und großzügig. Als sie sich damals, im Sommer vor zwei Jahren nach ihrer Rückkehr von den Tanten auf Rhodos, öfter begegnet waren, hatte sie ihn auch deshalb zunächst für langweilig gehalten.

Eleni trippelte mit ihren schnellen kurzen Schritten in die Halle, wehende Röcke, die große weiße Schürze vor dem rundlichen Bauch, das im Nacken zum Knoten geschlungene schwarz glänzende Haar schon in Auflösung, an den Händen noch Reste von Mehl. Sie sagte etwas, halb griechisch, halb deutsch, Edie verstand es nicht, aber Marianne lachte, und darauf kam es an. Sie war zart für ein neunjähriges Mädchen und zu ernst, aber Eleni gelang es immer wieder, in der strengen kleinen Person mit den straff geflochtenen Zöpfen das fröhliche Kind hervorzulocken. Sie würden einander vermissen, Richards Tochter und die Köchin.

Rudolf verzog seine Lippen zu einem Lächeln, wie es sich gehörte. Er war elf Jahre alt und immer bemüht, ein tapferer kleiner Soldat zu sein, mit seinem weizenblonden Haar und der hellen Haut glich er seiner Schwester, an diesem Morgen war er noch blasser als gewöhnlich.

Es sah nicht aus, als freue er sich, nach Smyrna zurückzukehren. Sein Blick war fest auf seinen Vater gerichtet. Wie ein junger Hund, der auf ein Streicheln wartete. Edie schämte sich für diesen Gedanken. Sie schämte sich auch, weil die Abreise der Kinder sie erleichterte. Es war ihr nicht gelungen, Elisabeth zu ersetzen – das war natürlich ein dummer Plan gewesen –, aber auch zur Freundin war sie den Kindern nicht geworden. Sie nannten sie immer noch Miss Edith. So wie Lydia es tat. Sie sprachen es deutsch aus, es hörte sich steif und hölzern an.

Gib ihnen Zeit, hatte Richard gesagt, sie haben ihre Mutter verloren. Sie werden dich lieben. So wie ich.

Edie lief rasch die Treppe hinunter, zu rasch für ein Vorbild in Sachen damenhaftes Benehmen. Auf der vorletzten Stufe verfing sich der Absatz ihres linken Schuhs in ihrem Rocksäum, sie stolperte, Richard fing sie lachend auf, und Lydia rief mit munterem Klirren: «Nun ist Miss Edith auch da. Der Kutscher muss nicht mehr warten. Es heißt Abschied nehmen.»

Richard lächelte nachsichtig, alle wussten, wen untätiges Warten als Zeitverschwendung schmerzte.

Rudolfs dünne Jungenhand war kühl, er beugte den Kopf zum Diener vor der zweiten Frau seines Vaters.

Das immerhin war ihr gelungen – die Kinder mussten ihr nicht mehr die Hand küssen.

Marianne knickste mit einem gemurmelten «Auf Wiedersehen, Miss Edie». Ihre Hand war klein und weich. Vielleicht war es das unerwartet vertrauliche Edie, auch wenn es nur ein Versprecher gewesen sein mochte, vielleicht waren es die Sommersprossen auf der kleinen Nase, die Edie berührten, oder die vorsichtige Frage in den Augen des Kindes. Unwillkürlich beugte sie sich hinunter, umfasste mit beiden Händen Mariannes Gesicht und küsste sie auf die Stirn. «Auf Wiedersehen», flüsterte sie, «auf Wiedersehen und Gottes Segen», und spürte plötzlich zwei dünne Mädchenarme um ihren Hals, nur für einen Moment.

Als sie vor dem Portal stand und die Kutsche davonrollen sah, spürte sie dem Gefühl der Erleichterung vergeblich nach. Sie hätte Richard davon überzeugen müssen, seine Kinder in Konstantinopel zu lassen, in ihrem gemeinsamen Zuhause. Aber sie hatte sich nicht darum bemüht, und niemand hatte sie um Rat gefragt. Es waren Richards Kinder, und Lydia war ihnen lange vertraut. Tante Lydia. Sie lebte seit einer Reihe von Jahren in Smyrna, das die Türken Izmir nannten, als Lehrerin an der evangelischen Schule der Kaiserswerther Diakonis-

sen. Als Elisabeth damals so schwer erkrankte, war Lydia nach Konstantinopel gekommen und geblieben, sie hatte Elisabeth gepflegt und war bei ihr, als sie starb. Sie war für die Kinder da gewesen und auch für Richard. In der schweren Zeit.

Eddie hätte jetzt gerne den aufmunternden Gesang des Pirols gehört, durch die schmale Straße klang nur der Lärm des geschäftigen Galata-Viertels herauf. So still die Nächte der großen Stadt waren, so laut waren die Tage. Die Kutsche bog schon um die Ecke bei der kleinen Schweizer Bäckerei. Es war nicht weit bis zum Hafen. Wenn der Dampfer ablegte, stand Richard am Quai und winkte, danach würde er im Deutschen Postamt in Galata nach Sendungen aus Deutschland fragen und endlich zum Kontor und Lagerhaus von Ihmsen & Witt bei der Galata-Brücke spazieren. Er wusste seine Kinder in guter Obhut, bei Lydia, mit dem Beginn der Ferien kehrten sie für einige Sommerwochen zurück – so war es das Beste, es gab keinen Grund, an dieser Entscheidung zu zweifeln.

Sie fröstelte, die Sonnenstrahlen erreichten die Tiefe der schmalen Straße noch nicht, und ging zurück ins Haus. Vor ihr lag ein langer Tag, und sie musste sich etwas einfallen lassen, ihn zu füllen.



Stunde um Stunde rollte der Zug durch die flache menschenleere Puszta. Halbwilde Pferde gewannen ein Wettrennen mit dem ratternden stampfenden Dampfross, später blockierte eine große Schafherde die Gleise, die Schäfer und ihre Hunde zeigten keine Eile, die stoischen Tiere von der Trasse zu treiben. Ludwig Brehm, ab nun war das tatsächlich sein Name, hatte in Budapest einen Mitreisenden bekommen.

Der Mann mochte vierzig Jahre alt sein, Haar und Schnurrbart waren sehr dunkel und gepflegt, noch ganz ohne Grau. Er brachte einen leichten, angenehm herben Geruch nach russischem Juchten mit, seine Stiefel mussten ganz neu sein – als Hans Körner war Ludwig Brehm gewohnt gewesen, auf gute Materialien und Handwerksarbeit zu achten, das würde ihm bleiben. Der Fremde war teuer gekleidet, ein Ring am kleinen Finger seiner rechten Hand war groß genug, um ein eingraviertes Wappen zu zeigen. Gleichwohl sprach er offensichtlich nur eines dieser unverständlichen Idiome der hiesigen Völker. Also hatten sie einander nur ihre Namen genannt und sich verbindlich lächelnd zugewinkt.

Der neue Ludwig Brehm hatte sich zum ersten Mal mit



seinem neuen Namen vorgestellt. Der Klang gefiel ihm, und ihm gefiel auch, Ludwig Brehm zu sein. Ein junger Mann mit einer goldenen Krawattennadel.

Aber so einfach blieb es nicht. Als sich der Tag neigte und mit der beginnenden Dämmerung die Schatten wieder groß wurden, durchfuhr es ihn unvermittelt wie ein Blitz: Mein Name macht niemandem Schande, hatte der echte Brehm in der Destille am Hamburger Hafen versichert, der echte Brehm, und er, der falsche Brehm, hatte keinen Gedanken an Zweifel verschwendet. Er hatte gerade seine Arbeit und seinen guten Ruf verloren, seine Zukunft. Und dann schlug einer, den eine fabelhafte Zukunft erwartete, nach dem dritten Bier vergnügt vor, die Rollen, den Namen, das Leben zu tauschen. Wer wollte da lange nachdenken? Nun war der Zweifel da, emporgeschossen wie eine Stichflamme.

Keine Schande? Brehm hatte einem Habenichtes von entlassenem Teppichverkäufer, den er kaum kannte, seine Identität für ein Jahr im Orient geschenkt. Tat ein Mann so etwas, wenn er auch nur halbwegs bei Verstand war? Und warum?

Aus Vergnügen am Schabernack? Das war kein Schabernack mehr, sondern Betrug. Zwar kam niemand zu Schaden, für das Konstantinopeler Teppichhaus war ein

so kenntnisreicher wie enthusiastischer Mitarbeiter sogar ein größerer Gewinn als einer, der von ganz anderen Sphären träumte. Aber welchen Vorteil hatte der echte Ludwig Brehm von diesem Handel?

Womöglich war es ganz anders: Als der den Posten in Konstantinopel annahm, hatte er eine falsche Spur gelegt, nur um in aller Heimlichkeit einen anderen Weg einzuschlagen und unterzutauchen. Um dabei unentdeckt zu bleiben, hatte er jemanden gebraucht, der am Bosphorus seinen Platz einnahm, am besten einen in Not, der nicht viel fragte. In ihm, Hans Körner, hatte er diesen gefunden. Blieb noch das Warum. Weil Brehm gesucht wurde? Hatte er Spielschulden? Hatte er jemanden betrogen oder entehrt? Getötet? Dann warteten auf dem Bahnsteig in Konstantinopel womöglich schon die Wachleute der Botschaft oder, schlimmer noch, brutale Schläger dubioser Auftraggeber auf diesen Ludwig Brehm. Telegramme gingen schnell wie der Wind von der Elbe nach Konstantinopel, während er selbst im Zugabteil döste und sich für einen Glückspilz hielt.

Wie sollte er dann beweisen, wer er wirklich war? Hans Körner, der Dummkopf.

Seine Geschichte konnte ihm niemand glauben. Sie würden ihn zurück nach Hamburg bringen oder gleich

im Bosphorus oder den Weiten des anatolischen Hinterlandes verschwinden lassen.

In Hamburg lebten immerhin genug Menschen, die ihn als Hans Körner kannten, was einerseits gut, andererseits schlecht war. Und der schnauzbärtige Wirt würde bezeugen, wie zwei junge Männer in seiner Destille getrunken und viel geflüstert und ab und zu gelacht hatten. Ja, die beiden ähnelten einander wie Brüder, und, ja, sie hätten das Lokal gemeinsam verlassen. Den Vergnügteren der beiden, den mit der feinen Krawattennadel, hatte seither niemand mehr gesehen.

Was würden sie aus alledem schließen? Ein Mann war verschwunden, ein anderer gab sich für ihn aus und trug auch seine goldene Krawattennadel. Dafür konnte es doch nur eine Erklärung geben: Der falsche Ludwig Brehm, ein arbeitsloser Verlierer, hatte den echten Ludwig Brehm, einen anständigen jungen Mann mit glänzender Zukunft, um sein Leben betrogen und irgendwo im Schlick der Flotte oder im Labyrinth des Gängeviertels verschwinden lassen.

Er musste diesen Zug verlassen, gleich an der nächsten Station, Belgrad, und einen anderen finden, der ihn weiter nach Osten brachte. Nicht nur auf dem Balkan, überall im Osten rumorten Aufstände. Dort würde

ihn niemand vermuten, also tauchte man dort am einfachsten unter. Sicher ging von Belgrad ein Zug nach Odessa.

Aber dazu fehlten ihm die nötigen Papiere. Bisher war er an den Grenzen kontrolliert worden, es war immer gutgegangen, *Bonjour, Monsieur. Bon voyage, Monsieur Brehm*. Er war unversehens und mit den nötigen Papieren versehen in diese Reise gestolpert und hatte keine Ahnung, welche Pässe oder Visa er abseits dieser Route brauchte, wie und wo man sie bekam. Und nun? Ob mit oder ohne Papiere, es dauerte nicht lange, bis seine Börse leer war. Dann konnte er sich als Bahnarbeiter verdingen. Der Bau der neuen Linie durch das riesige Zarenreich nach Sibirien und bis ans Japanische Meer sollte noch viele Jahre dauern, da gab es immer Arbeit. Sklavenarbeit in Kälte und Hitze, so hieß es. Da fragte keiner nach Namen oder Pässen, und die Wildnis im Osten ...

Seltsamerweise stürzte er just bei diesem Gedanken in den schwarzen Abgrund eines tiefen Schlafs, alles Denken und Fühlen, alle Angst flohen in diese Dunkelheit. So verschlief er auch Belgrad.

Er erwachte in der Nacht, die kleine Lampe beim Fenster brannte, und der Schaffner hatte, ohne ihn zu wecken, aus der anderen Sitzreihe das Bett eingerichtet.

Der Zug fuhr nun langsam, die Lokomotive zog ihre Last mühsam durch enge Flusstäler und über die schroffen Höhen des Balkan-Berglandes. Der Nachthimmel ließ schon den Morgen ahnen, die Wolken gaben dem tiefstehenden Halbmond immer wieder freie Bahn.

Sein Mitreisender hatte den Zug verlassen, offenbar in Belgrad. Der leichte Juchenduft war noch da, für einen Moment glaubte er, in diesem Rest nicht Juchten-, sondern Rosenduft wahrzunehmen, einen Hauch nur. Seine Phantasien eilten schon voraus. Ihmsen & Witt, seine Arbeitgeber für ein Jahr, waren in Europa als versierte Experten und Händler von orientalischen Teppichen bekannt, aber sie handelten auch mit dem wertvollen bulgarischen Rosenöl.

Er lauschte auf das Rattern der Räder, spürte das Schaukeln des Waggons und wusste, er hatte sich richtig entschieden, egal, was ihn erwartete. Alles würde gutgehen. Die wirren Gedanken, die Befürchtung, er sei ein aufs übelste betrogener Betrüger, auf den Zuchthaus und Henker warteten, erschienen ihm nun feige und kleinmütig.

Sein Magen knurrte. Die letzte Mahlzeit war viel zu lange her, vielleicht gelang es trotz der unpassenden Stunde, im Speisewagen etwas Essbares und ein Glas

Roten aufzutreiben. Hatte er jemals ein Glas Wein zum Sonnenaufgang getrunken? Für diesen Tag war das ein großartiger Anfang. Und für dieses Jahr.



**PETRA OELKER**, geboren 1947, arbeitete als Journalistin und Autorin von Sachbüchern und Biographien. Mit «Tod am Zollhaus» schrieb sie den ersten ihrer erfolgreichen historischen Kriminalromane um die Komödiantin Rosina, neun weitere folgten. Zu ihren in der Gegenwart angesiedelten Romanen gehören «Der Klosterwald», «Die kleine Madonna» und «Tod auf dem Jakobsweg». Zuletzt begeisterte sie mit zwei Romanen, die zur Kaiserzeit spielen: «Ein Garten mit Elbblick» und «Das klare Sommerlicht des Nordens», sowie mit «Emmas Reise», einer Road Novel in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg.

# ZWISCHEN DEN WELTEN, ZWISCHEN DEN ZEITEN

Ein junger Hamburger Kaufmann  
sucht sein Glück in Konstantinopel



416 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag  
€ 19,95 (D) / € 20,60 (A)

rowohlt.de